

Sendung in Sicht

Die Kunsthalle Winterthur widmet ihre aktuelle Schau dem Winterthurer Lokalsender Radio Stadtfilter. Die Ausstellung versucht, Hörerlebnisse als Kunstprojekt sichtbar zu machen. Eine gute Idee – wenig überzeugend umgesetzt.

LUCIA A. CAVEGN

Seit Monaten durfte man darüber rätseln, warum und vor allem wie Radio Stadtfilter in der Kunsthalle präsentiert würde. Im zweiten Obergeschoss des Waaghause wird für gewöhnlich zeitgenössische Kunst gezeigt. Zum Auftrag dieser städtischen Institution gehört, dass zwei der jährlich insgesamt fünf bis sechs Wechselausstellungen sich dem Winterthurer Kunstschaffen widmen.

Oliver Kielmayer, der die Kunsthalle seit 2005 leitet, ist immer wieder für eine Überraschung gut. Diesmal konnte er die hiesige Kunstszene allerdings auf dem falschen Fuss erwischen. Auf die Frage, wie er auf Radio Stadtfilter gekommen sei, antwortet Kielmayer, er habe eine spannende lokale Ausstellung machen wollen und dafür das Beste vor Ort gesucht. Die Idee dazu sei ihm frühmorgens gekommen.

Das Projekt sei ein Experiment und ein Wagnis zugleich. In der Tat, denn das akustische Medium Radio wird in der Ausstellung quasi «verkunstet». Der genuin schöpferischen Leistung der Macher von Radio Stadtfilter wird die Ausstellung nicht wirklich gerecht. Diese zeigt nämlich in zwei Räumen filmische Arbeiten von Studierenden der F+F-Schule für Kunst und Mediendesign Zürich. Dank der Visualisierung treten die Filmer als Autoren auf, während die Radiomacher vor der Kamera zum Objekt entmündigt werden.

Visualisierung des Hörens

Im kleinen Seitenlichtsaal läuft ein rund einstündiger Streifen, der die Radiomacher bei ihrer Arbeit zeigt. Synchron dazu läuft eine Tonspur, die Dominik Dusek, Mitarbeiter von Radio Stadtfilter, aus Tonaufnahmen, die während des Filmens entstanden sind, sowie mit Sequenzen aus früheren Sendungen

zusammengeschnitten hat. Die Tonspur bildet die akustische Klammer der Ausstellung. Im nahezu leeren Oberlichtsaal erklingt sie aus einem nostalgischen Radiogerät aus den Fünfzigerjahren, das an die gute alte Zeit von Radio Beromünster erinnert, jedoch nicht zur Progressivität eines Alternativradios passt. Man hätte den Oberlichtsaal leicht in ein mobiles Radiostudio verwandeln können.

Im grossen Seitenlichtsaal werden hintereinander sieben filmische Interpretationen abgespielt, die je einen Abschnitt der Tonspur visualisieren. Diese kunstvollen Umsetzungen von Bildassoziationen, die sich beim Hören einstellen, mögen zwar für sich genommen spannend sein, haben aber mehr mit dem Potenzial der Filmklasse der F+F zu tun als mit dem Einfallsreichtum der Winterthurer Radiomacher.

Potenzial nicht ausgeschöpft

Dabei hätte die Ausstellung eine Chance dargestellt, auf die Besonderheiten von Radio Stadtfilter, dessen Entstehungsgeschichte und Kulturbegriff einzugehen. Ausserdem hätte man originale Programmformate und einige der

über zweihundert engagierten Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen vorstellen können – darunter der Winterthurer Künstler Rando Moricca –, von denen die Mehrzahl Freiwilligenarbeit leistet. Auch fehlen der Einbezug von Hörerinnen und Hörern sowie die Fragen nach dem Stellenwert von Radio Stadtfilter und dessen Einbettung in der Winterthurer Kulturszene. Ein kunstinteressiertes Publikum hätte zudem wohl gerne gewusst, welche Sendefässer Radio Stadtfilter zur Vermittlung bildender Kunst kreiert hat.

Von Oliver Kielmayer hätte man erwartet, dass er seine eigene Arbeit als Ausstellungsmacher mit jener der Radiomacher vergleicht. Ob Ausstellung oder Sendung – geht es nicht in beiden Fällen darum, ein passendes Format für den zu vermittelnden Inhalt zu finden? Das kreative Potenzial der frühmorgendlichen Eingebung wurde nicht ausgeschöpft.

Radio Stadtfilter
Kunsthalle Winterthur, Marktgasse 25.
Bis 20. Januar 2013.
Mi–Fr 12–18 Uhr, Sa–So 12–16 Uhr.

www.kunsthallewinterthur.ch
www.stadtfilter.ch

«Panorama der Verschwendung»

Was ging Ihnen durch den Kopf, als Oliver Kielmayer die Idee äusserte, eine Ausstellung über Radio Stadtfilter zu organisieren?

Dominik Dusek: Ich dachte mir: Wie soll denn das gehen? Aber weil ich für scheinbar Unmögliches zu haben bin und Oliver Kielmayer vertraue, war ich begeistert.

Ist die Kunsthalle für Sie der richtige Ort, um auf die kreative Leistung des Radios hinzuweisen?

Es gibt dafür viele mögliche Orte. Wir machen immer wieder Versuche, Sendungen live in öffentlichen Räumen zu machen. Die ungefähre Konservierung des gegenwärtigen Zustands von Radio Stadtfilter, wie sie in der Kunsthalle zu hören und zu sehen ist, ist eine andere Möglichkeit.

Haben Sie mit der F+F zusammen bestimmt, wie das Medium Radio sichtbar gemacht werden soll?

Oliver Kielmayer hat das Konzept gemacht. Ich habe eine Stunde Tonspur hergestellt, die Studierenden die Bilder zur Tonspur. Von mir erhielten sie den Plan, welche Sendungen sie mitfilmen sollten. Die sieben Kunstfilme habe ich nie gesehen. Insofern habe ich nur sehr mässig Einfluss genommen.

Was vermittelt die Ausstellung in erster Linie?

Na ja, für mich ist natürlich die Tonspur das Wichtigste. Insofern würde ich sagen, die Ausstellung vermittelt ein Panorama der Verschwendung. Die grandiose Verschwendung, die von einer Vielzahl von Menschen auf Radio Stadtfilter betrieben wird und die ich für notwendig halte. Man kann die Ausstellung aber natürlich auch als zwei Versuche der Bildwerdung eines Radios ansehen.

Wie kann man bildende Kunst hörbar machen?

Leider sind wir da rasch an Grenzen gestossen. Zu Beginn hatten wir noch Formate wie einstündige Atelierbesuche und live kommentierte Kunsterstellung geplant. Das ist aber wahnsinnig aufwendig und hängt von den Macherinnen und Machern ab. Also berichten wir jetzt eher herkömmlich mit Interviews, Besuchen und so weiter über Kunstausstellungen.

INTERVIEW: LUCIA A. CAVEGN

Der Musikjournalist Dominik Dusek ist Mitglied des Radio-Stadtfilter-Teams.



Macher von Radio Stadtfilter, gesehen von Studierenden der F+F-Schule für Kunst und Mediendesign Zürich (Videostill). Bild: pd

Schwelgerisch

Das Trio des Pianisten Jean-Christophe Cholet besticht immer wieder mit weit ausgreifenden Bögen, die romantisch bis gefällig klingen. Auf dem neuen Album «Connex» agieren die drei zu Beginn gleichsam als Landschaftsmaler und schwelgen in dunklen Farben, die sie jedoch sparsam einsetzen. Seit zehn Jahren besteht das Trio, in dem, neben Cholet, Heiri Känzig am Bass und Marcel Papaux am Schlagzeug spielen. Es ist schon fast zu einem Markenzeichen des aktuellen Pianotrio-Jazz geworden, dem unter tragischen Umständen von der Bildfläche verschwundenen skandinavischen Trio «e.s.t.» vergleichbar. Ein einzigartiger Klangkörper, dessen Bewegungen die Zuhörenden in luftige Höhen heben, dessen erdige Grooves aber auch Bodenhaftung spüren lassen. Zur Erde muss man ja zurückkehren, um die letzten Weihnachtseinkäufe zu besorgen. – In Zusammenarbeit mit dem Verein Jazz in Winterthur. (red)

Cholet-Känzig-Papaux
Mittwoch, 19. Dezember, 20.15 Uhr,
Theater am Gleis. Eintritt frei, Kollekte.

Der Casino-Slam am Freitag war – wohl wegen vorweihnächtlicher Konkurrenz – mässig gut besucht. Trotzdem gaben die Poetinnen und Poeten ihr Bestes. Und Spass machte es auch.

ALEX HOSTER

Mit einem fröhlichen «Nur noch siebenmal schlafen bis zum Weltuntergang!» begrüssen die Moderatoren Etrit Hasler und Patrick Armbruster ihr Publikum und setzen gleich noch ein paar Bosheiten drauf: Das sei doch einmal eine realistische Strategie für dauerhaften Frieden im Nahen Osten und auch die Steuerstreitigkeiten mit Deutschland würden damit wohl endgültig gelöst. Slammer Matze B. greift das Thema gleich auf: Er hat ein «Motivations-Memo» mitgebracht und findet es günstig,

dass der Weltuntergang auf einen Freitag fällt, da könne man in ein «unendlich verlängertes Wochenende» durchstarten. Generell aber vermisst er die Begeisterung: keine Exzesse, keine Selbstmordsekten, keine Sexorgien ... Überhaupt sei das alles ganz schlecht geplant, obwohl man es schon seit Jahren wisse: «Kriege und Umweltkatastrophen sind ja ganz valable Ansätze, doch es reicht eben nicht.» Es folgt eine lange Liste von Vorschlägen, diesen Planeten endgültig zugrunde zu richten. Sein Fazit: «Der Abgrund ist das Limit!»

Poetry-Slam-Wettbewerbe sind eine höchst vergnügliche Sache: Lara Stolls Pflanzenliebe treibt die verwegenen Blüten und bei ihrem Kamasutra-Text kommt es auch zu sprachlichen Verrenkungen aller Art. Phibi Reichling beschreiben – dauernd amüsant abschweifend – seinen eigenen Selbstmord, während Raffael Zwicky's knappe Kurzgeschichten das Absurde auf die Spitze

treiben. Das tut auch Bo Wimmer in seiner herzerweichenden «Tragödie vom romantischen Huhn Ruth».

Bei allen Texten lebt die Sprache und schlägt bunte Funken; kein Wunder, fällt es dem Publikum bisweilen schwer, mittels Applausstärke einen Sieger zu ermitteln. Zu vielschichtig sind die Kriterien: Da gibt es den philosophischen Aspekt eines Textes (selbst die absurdeste Geschichte hat einen), ferner gilt es zu berücksichtigen, wie gut der Plot ist, in den diese Inhalte verpackt sind, und wie das Ganze sprachlich daherkommt: Prosa, Verse, Mundart, Hochsprache, platt und plump oder literarisch geschliffen.

Eine Lanze für das Wort

Gute Beispiele für Letzteres sind Florian Cieslik aus Köln, der in seinen scharfsinnigen, literarisch angereicherten Texten augenzwinkernd gegen die digitale Sprachverluderung und die

Gleichgültigkeit ankämpft, und Katinka Buddenkotte, die die «Gendersache» anhand spätnächtlicher Beobachtungen in einer Bar prägnant auf den Punkt bringt. Doch gibt es auch Kontraste: Anke Fuchs lotet mit ihrem ruhig vortragenen, verstörend-unheimlichen Text «Abstand» wahre Abgründe aus.

Auch die Person der oder des Vortragenden und ihr (selbst-)darstellerisches Talent spielen eine Rolle. Während es sich nicht ausmachen lässt, ob Frauen bessere Chancen als Männer haben, ist es schon schwieriger, auszu-schliessen, dass Deutsche nicht einen leichten, natürlichen Vorteil gegenüber den Schweizern haben – obwohl diese meist ebenfalls ein ausgezeichnetes (Bühnen-)Deutsch sprechen. Der Final bleibt dann jedoch innerdeutsches Cieslik gewinnt hauchdünn vor Wimmer. Macht aber nichts: Der Preis – eine Flasche Absinth – wird ohnehin unter allen Teilnehmenden geteilt.

Böser Sprachwitz zum Advent